

# Der Selbstmord

VON CLAUDE FARRÈRE

Einzig autorisierte Übersetzung von Lissy Radermacher

Die Uhr der St.-Rochus-Kirche schlug acht. Jef Herzog klappte sein „Gastmahl“ zu und stand auf. Er hatte zwei Stunden lang Platon gelesen. Und — jetzt — sein Entschluss stand unwiderruflich fest: er wollte seinem Leben ein Ende machen, etwas Vernünftigeres konnte er nicht tun: ohne Geld, ohne die Möglichkeit, solches zu verdienen, und im übrigen ohne Lust am Leben. Jef hielt es also für das Richtigeste, der Welt seine Verbeugung zu machen und im Tod sonstwohin zu gehen.

Er betrachtete die Dachstube, die ihm bis jetzt als Wohnung gedient hatte, und fand sie noch unmöglicher als je. Hier sterben, nein. Jef Herzog warf seinen Mantel um, griff nach seinem Hut und nach der Tür. Draussen lärmte die Rue St.Honoré. Jef Herzog drehte ihr den Rücken zu und flüchtete zur Seine. In den Tuileries massen sich Männer und Frauen. Ein Bettler hielt seinen Hut auf. Jef Herzog blieb vor ihm stehen und betrachtete ihn ziemlich von obenherab.

„Würden Sie nicht lieber krepieren?“ fragte er.

„Es lohnt sich nicht, dass Sie sich um mich scheren“, antwortete der Bettler mit leiser Stimme.

Jef Herzog ging weiter. An der Pont Royal blieb er stehen und lehnte sich herüber. Die Seine war bestimmt zu kalt.

Der Mann, der sterben wollte, überlegte: Sterben, gut, das steht fest. Aber wie . . .

Es war ganz natürlich, dass er nicht viel leiden wollte; vor allem aber wollte er kein Gastspiel geben. Die Lösung der beiden Probleme war nicht ohne Schwierigkeiten, aber plötzlich griff Jef Herzog sich an den Kopf:

„Dass ich daran nicht eher gedacht habe! Wenn die Medizin je einen Zweck gehabt hat . . .“

Kurz entschlossen ging er in die Rue du Bac. Dort wohnte einer seiner Freunde, ein Neurologe, ein vornehmer Mensch.

Eine Stunde später sass der Neurologe am Tisch und las mit aufgestützten Ellenbogen noch einmal den Brief aufmerksam, den Jef Herzog gerade geschrieben und unterzeichnet hatte:

„Lieber alter Freund, sei nicht böse, ich sterbe bei Dir; auf die Gefahr hin, dass ich Dir dadurch viele Unannehmlichkeiten bereite. Aber Du kennst mich: Ich habe eine Schwäche, ich lege grossen Wert auf Äusserlichkeiten. Meine Wohnung ist mir zu ärmlich, deshalb entleihe ich Deine. Trag es mir nicht nach.

Man wird mich also gleich tot hier auffinden. Ich musste Deinen Giftschrank bestehlen, ich bedaure es, aber was blieb mir sonst übrig? Schusswaffe, Wasser, Strick, Gas, das alles ist mir widerlich. Es ist selbstverständlich, dass Du an meinem Tod in keiner Weise schuldig bist. Dieser Brief bezeugt es. Sei mir also nicht böse und vergiss mich bald. Das ist mein letzter Wille. Und nun adieu. Zum Schluss, Doktor, vermache ich Dir meinen Körper.

J. H.“

„Nun?“ fragte der Todeskandidat.

„Nun!“ sagte der Neurologe — „es wird sich machen lassen; mit diesem Beweis in den Händen setze ich persönlich nicht viel aufs Spiel . . . Und